

ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SIEBZEHNTER BAND  
1981

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

REDE VON  
THEODOR SCHIEDER

## THEODOR SCHIEDER

### FRIEDRICH DER GROSSE UND MACHIAVELLI

#### Das Dilemma von Machtstaat und Aufklärung

---

Es bedarf in der Stadt, in der wir diese Feier begehen, wohl keiner besonderen Begründung, eine historische Persönlichkeit zu würdigen, die Berlin zu einem Zentrum der europäischen Politik gemacht hat. Hinter dem mit redlichen und unredlichen Argumenten geführten Streit darüber, ob man König Friedrich II. von Preußen geschichtliche Größe zusprechen kann, stehen politische, geistige und auch ethische Gegensätze in zwei Jahrhunderten, aber daß bedeutende Wirkungen von ihm ausgegangen sind, hat noch niemand bestritten. Mindestens der deutschen Geschichte gab er eine entscheidende Wendung. Auch diese Wirkungen waren höchst zwiespältig, von welchem Standpunkt man auf ihn blickt. Goethe ging so weit, in »Dichtung und Wahrheit« von ihm zu sagen, er sei in seiner Zeit der Polarstern gewesen, »um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien«; die französischen Aufklärer, voran Voltaire, wollten mit dem König auf dem Thron den Sieg der Aufklärung über die Mächte der Finsternis herbeiführen. Die Deutschen, von seinen Taten zu einem höheren Selbstbewußtsein beflügelt, sahen sich von ihm mißachtet und gerade in ihren intellektuellen Schichten, in denen ihr politisches Bewußtsein erst erwachte, tief verletzt. Der Staat Preußen, als dessen erster Diener er sich selbst bezeichnete und dem allein sein ganzes Lebenswerk über alle Katastrophen hinweg gehörte, brach 20 Jahre nach seinem Tode zusam-

men. Fast zwei Jahrhunderte später wurde Preußen offiziell durch die Siegermächte des II. Weltkriegs von der Landkarte gestrichen, ein einmaliger Vorgang in der Geschichte der Staatengesellschaft. Aber soll man nicht sagen, daß es gerade dies ist, was nach den Gründen für das Phänomen Preußen forschen läßt, nach den historischen Umständen seiner Begründung und dem Charakter seiner Begründer, unter denen Friedrich ohne jeden Zweifel der bedeutendste ist? Das Aufkommen einer neuen Macht in einem System von Staaten, in dem traditionelle, schon verkrustete Freundschaften und Feindschaften bestanden und sich bereits gewaltige soziale und geistige Veränderungen ankündigten; dies war im Kern das Grundproblem der Geschichte Friedrichs des Großen. Es war nicht nur ein Problem militärischer Entscheidungen von Schlachten und diplomatischen Systemwechseln, sondern auch ein Problem des Ringens ideeller Kräfte, des Durchbruchs neuer Vorstellungen über Staat und Staatengemeinschaft. Friedrich, der Fürst der Aufklärung und der offenerzogene Bekenner reiner Machtpolitik stehen sich wie zwei völlig unvereinbare Größen gegenüber, die nicht miteinander identisch sind. Diese Unvereinbarkeit und das Dilemma, das sie unablässig herstellte, ist das Grundproblem der Persönlichkeit Friedrichs. Das Bewußtsein dafür ist durch die Begegnung mit Machiavelli geweckt worden, dem großen politischen Schriftsteller der Renaissance, der das Wesen der Politik im Spiegel des politischen Handelns seiner Zeit, die Wirklichkeit der Dinge (*«la verità effettuale della cosa»*) anstelle ihres auf Einbildung beruhenden Scheins (*«immaginazione di essa»*) zu erkennen suchte. In dem Bilde von Löwe und Fuchs wollte er die beiden entscheidenden politischen Triebkräfte: List und Gewalt erfassen und führte dies bis zur äußersten Konsequenz durch.

Der »Principe« Machiavellis stand einst in der Tradition der mittelalterlichen Fürstenspiegel, der Lehrbücher fürstlicher Tugenden, und wollte ihren Fiktionen die erschreckenden Wahrheiten seiner Zeit entgegensetzen. Friedrich verwandelte gleichsam dieses Bild von Verbrechen und Verrat wieder zurück in eine Tugendlehre, die Tugendlehre des aufgeklärten Monarchen des 18. Jahrhunderts.

Man muß sich die Lage vergegenwärtigen, in der der Kronprinz Friedrich von Preußen sich befand, als er seinen »Antimachiavell« niederschrieb: er hatte sich in den seiner Thronbesteigung vorangehenden Jahren in Rheinsberg einen Musenhof nach seinem Bilde im Stil des Rokoko geschaffen, aber auch schon mit einem Kult von Freundschaft und Jugend, der an das Weimar Karl Augusts erinnerte. Er war bereits erfüllt von Erfahrungen, von Wissen über die schrecklichen Wirklichkeiten der Politik und suchte sich an den Träumen von einer idealen Welt aufzurichten, wie er sie bei Voltaire und Fénelon beschrieben fand. Die *Henriade* Voltaires bestärkte ihn in seiner Absicht, eine Streitschrift gegen den Machiavellismus zu schreiben und Heinrich IV. von Frankreich als Idealbild eines Fürsten gegen Cesare Borgia, das Fürstenmodell Machiavellis, zu stellen. Sie sollte nach Voltaires aufmunternden Worten der »Katechismus der Könige« werden, »das Gegengift«, aus der Hand eines Königs gespendet. Diese idealistische Vorstellung, eine Art König der Aufklärung zu werden, verdrängte vorübergehend die Kälte berechnenden politischen Verstandes Friedrichs, aber sie tat es nie vollständig: nie verlor der bereits in jungen Jahren menschenverachtende Prinz die Kontrolle über seine Phantasie. Friedrich Meinecke spricht von einem eingepflanzten Dualismus von Machiavell und Antimachiavell bei ihm, aber es trifft wohl nicht ganz zu, beide geistige Mächte als gleichwertig zu behandeln. Der Antimachiavellismus Friedrichs ist eine nur in die intellektuellen Bereiche seines Charakters eingedrungene Bildungsschicht, der Machiavellismus eine Naturkraft, die in ständigem Widerstreit liegt mit den Ideenkräften der Zeit, die ihn faszinierten, aber sein Handeln nicht immer beeinflussen konnten.

Wer, wie es schon einige Zeitgenossen taten, den »Antimachiavell«, dessen Veröffentlichung durch Voltaire der Thronbesteigung Friedrichs nur mit kurzer Frist nachfolgte, als ein grandioses Täuschungsmanöver des von vornherein zu Angriff und Eroberung entschlossenen Fürsten ansehen wollte, irrte und hatte ihn nicht aufmerksam genug gelesen. Zwischen den glänzenden rhetorischen Zurückweisungen der verderblichen, ja verbrecherischen Ratschläge Machia-

vellis stehen die Einschränkungen und Vorbehalte, die alle Hintertüren offenließen und oft wie Fallstricke wirkten. Ich will das an den beiden Beispielen des Vertragsbruchs und des gerechten Kriegs darzustellen versuchen. Im 18. Kapitel seines »Principe« behandelt Machiavelli die Frage, wieweit Fürsten ihr Wort halten sollen, und er kommt zu dem Ergebnis, daß ein kluger Fürst sein Wort nicht halten dürfe, wenn eine Zusage gegen sein Interesse gehe und die Gründe für seine Versprechungen weggefallen seien. Friedrich meldete seinen Widerspruch gegen dieses Kapitel mit äußerster moralischer Entrüstung an, ohne allerdings gegen die Kernsätze wirklich zu argumentieren. Er kommt erst zur Sache, als er Machiavelli bemerkenswerte Zugeständnisse macht: er müsse zugeben, daß es »mißliche Notwendigkeiten« gebe, durch die ein Fürst gezwungen werden könne, seine Verträge und Bündnisse zu brechen. Er müsse das dann nur mit Anstand tun und seine Verbündeten rechtzeitig davon in Kenntnis setzen, immer vorausgesetzt, daß das Wohl seines Volkes und eine außerordentliche Notlage ihn zwingen.

Der König wurde schon bald nach seinem Regierungsantritt durch seine vom Zaune gebrochene Aktion gegen das österreichische Schlesien im Herbst 1740 in die europäische Politik verstrickt und befand sich auf einmal in einer Lage, die er im »Antimachiavell« nur theoretisch beschrieben hatte. Die Situation kann hier nur sehr verkürzt dargestellt werden: Friedrich hatte bei seinem Vorstoß gegen Österreich nach dem Tode Karls VI., des letzten männlichen Habsburgers, zwei Dinge einkalkuliert: einmal, daß die weibliche Erbfolge unter Maria Theresia in der habsburgischen Monarchie trotz aller rechtlichen Garantien auf Widerstand stoßen und andere Staaten wie Bayern und Sachsen zum Eingreifen veranlassen würde, und zum anderen, daß der die internationale Politik bestimmende, schon global zu nennende englisch-französische Gegensatz eine dieser beiden Mächte auf seine Seite ziehen werde. Darin täuschte er sich nicht: im Juni 1741 schloß Frankreich mit ihm ein Bündnis, Bayern trat dazu und im weiteren Zusammenhang auch Spanien. Aus dem schlesischen wurde ein europäischer Krieg, der um den Fortbestand Österreichs geführt wurde. Aber der erwartete Zusam-

menbruch der Monarchie blieb aus. Sehr bald stellte sich die Divergenz der Ziele zwischen Preußen, Frankreich und Bayern auf der anderen Seite heraus. Der Zweck des von ihm unternommenen Krieges sei die Eroberung Schlesiens gewesen, schrieb Friedrich in seiner »Histoire de mon temps«, während die Verbündeten ganz andere, viel weiterreichende Absichten verfolgt hätten. Der König begann zu taktieren: ein bedenklicher Schritt war bereits ein geheimer Waffenstillstandsvertrag mit Österreich und schließlich im Juli 1742 die Auflösung des Bündnisses mit Frankreich durch den Frieden von Breslau, der ihm Schlesien einbrachte.

Es handelte sich um einen eklatanten Vertragsbruch, der den König auf den Wegen Machiavellis sah. Daran trug er offensichtlich schwer. In seinen Briefen an Voltaire vor allem hat er den Sturm zu dämpfen versucht, der sich in Paris gegen den vertragsbrüchigen König von Preußen erhob. Nicht er erscheint als derjenige, der im Geiste Machiavellis gehandelt hat, sondern der Leiter der französischen Politik, der fast 90jährige Kardinal Fleury, über den er schon als Kronprinz als den »Machiavell in der Kutte«, in der Mitra, seinen Abscheu geäußert hatte. Er sei der Hauptschuldige, der jederzeit bereit sei, seine Bundesgenossen preiszugeben; ihm gegenüber gilt nur die Parole »trompez les trompeurs!« – betrügt die Betrüger. Aber der König rechtfertigte sich nicht nur mit den konkreten Umständen, er rang um eine systematische Lösung des Problems: wann und unter welchen Bedingungen ist ein Vertragsbruch gerechtfertigt? Nicht weniger als dreimal setzte er zu einer Antwort auf diese Frage an: 1742 bei der ersten Niederschrift seiner zeitgeschichtlichen Memoiren, zwei Jahre nach dem Erscheinen des »Antimachiavell«, 1746 bei ihrer ersten Überarbeitung und 1775 bei der letzten Fassung. Mit jedem seiner *Avant-Propos* wird ein gedanklicher Schritt vollzogen, der Abstand von Machiavelli wird immer geringer.

Die zweite Fassung des Vorworts von 1746 geht am weitesten in der Verteidigung von Vertragsbruch und Bündnisbruch. Der König war nach den zwei gewonnenen Schlesischen Kriegen, in der vermeintlichen Sicherheit, die ihm seine neutrale Stellung außerhalb des fort-dauernden Krieges um die österreichische Erbfolge zu geben schien,

auf dem Höhepunkt seines Machtbewußtseins. Er konnte jetzt ganz allgemein sagen, es sei besser, daß ein Herrscher seinen Vertrag breche, als daß das Volk zugrunde gehe. Für Vertragsbruch wird damit eine uneingeschränkte Lizenz in Anspruch genommen. In diesen Jahren der Euphorie des Machtdenkens schrieb Friedrich in seinem Politischen Testament von 1752: »Machiavelli sagt, eine selbstlose Macht, die zwischen ehrgeizigen Mächten steht, müßte schließlich zugrunde gehen. Ich muß leider zugeben, daß Machiavelli recht hat.« Dies war in diesem einen, entscheidenden Punkte die Rehabilitierung des Mannes, der dem Verfasser des »Antimachiavell« wenige Jahre zuvor als ein *monstre*, als der ruchloseste und niederträchtigste Mensch – *le plus méchant, le plus scélérat des hommes* – erschienen war.

Aber auch dies bleibt nicht die letzte Antwort auf die bohrenden Fragen, die der König an das nie ganz von ihm bewältigte Phänomen Machiavelli stellt. In seinen späteren Jahren nach den Lebenskrisen des Siebenjährigen Krieges unternimmt er es erneut, seine Erfahrungen im Umgang mit den politischen Mächten und den Unberechenbarkeiten ihres Verhaltens zu ordnen und zu systematisieren. Er korrigierte noch einmal die Niederschrift seiner eigenen Zeitgeschichte im Zusammenhang mit ihrer Fortsetzung in die Jahre des großen Krieges und gab der Einleitung zur »Histoire de mon temps« wiederum eine neue Fassung mit neuen Akzenten. Wenn Friedrich Meinecke davon gesprochen hat, es habe sich bei Friedrich dem Großen mehr um eine Rationalisierung als um eine Ethisierung der Machtpolitik gehandelt, so gilt dies in erster Linie für diese letzte Phase seiner Entwicklung. Jetzt bleibt nichts mehr verschwommen, die Verstöße gegen Moral und Ethik werden nicht mehr mit einem allgemeinen Recht auf Notwehr erklärt, sondern es wird genau festgelegt, unter welchen Bedingungen und in welchen Fällen solche Verstöße gerechtfertigt werden können. Unverletzliches Gesetz allen Staatshandelns ist immer das Staatsinteresse, und es heißt sogar, der Fürst habe sich dem Wohl seiner Untertanen zu opfern, was in diesem Zusammenhang nur bedeuten kann: er habe seinen guten Namen zu opfern.

Es liegt auf der Hand, einzuwenden, daß mit dieser Argumentation jede Art von Verrat gerechtfertigt werden könnte – und wie man hinzufügen muß: gerechtfertigt worden ist. Entscheidend bleibt stets, was jeweils unter Staatsinteresse, Gemeinwohl, Wohl des Volks verstanden wird. Freilich war Friedrich nach den Erlebnissen des Siebenjährigen Krieges, in dem ihm Vertragsbruch nun von der anderen Seite begegnete, als England das Bündnis mit Preußen nach dem Sturz William Pitts verließ, vorsichtiger geworden. Er zieht weniger normative als rein pragmatische Lehren aus dem Gang der Geschichte, man kann auch sagen, er ist zynischer geworden in dem Urteil über die Welt, über seine Gegner und seine Freunde. In seinem zweiten Politischen Testament von 1768, das bis zum Ende der preußischen Monarchie nicht bekannt werden durfte, erscheint dieser Zynismus an manchen Stellen in dem unverkennbaren Denk- und Sprachstil Machiavellis: »Das beste Mittel, seinen geheimen Ehrgeiz zu verbergen, ist«, liest man hier, »daß man friedliche Gesinnungen zur Schau trägt, bis der günstige Augenblick kommt, wo man seine Karten aufdecken kann. So haben alle großen Staatsmänner gehandelt.« Dieser Hinweis auf den Schein einer Tugend könnte wörtlich aus dem »Principe« stammen. Die Lehren, die der König zieht, lauten aber auch: äußerste Vorsicht und Interessenabwägung beim Abschluß von Bündnissen. »Man muß blind dem Staatsinteresse folgen und sich mit *der* Macht verbünden, deren augenblickliche Interessen mit den unseren am besten zusammenstimmen.« Diese Macht schien Friedrich nach dem Siebenjährigen Krieg Rußland zu sein, mit dem er sich 1764 verbündete, sooft es ihn auch enttäuschte. Immerhin brachte ihm das Bündnis dann auch in der I. polnischen Teilung Westpreußen ein, aber die Abhängigkeit von der früher so unterschätzten Macht wurde zur bedrückenden Last. Auf einen Vertragsbruch mit Rußland konnte es Preußen indessen nicht ankommen lassen, so nahe er auch oft lag; nicht weil er gegen die Moral verstieß, sondern gegen das Interesse. Es entspricht »weit mehr unserem Interesse, Rußland zum Bundesgenossen als zum Feinde zu haben«, lesen wir im Testament von 1768, »denn es kann uns viel schaden, und wir können es ihm nicht vergelten«. Ja, in

einer Abhandlung von 1776 wurde die Allianz in der umgekehrten Motivation einer Bündnisfunktion geradezu als Schutzmaßnahme gegen einen Angriff des Partners definiert: »Es gehört zu den Grundregeln der Staatskunst«, ließ er sich hierin vernehmen, »ein Bündnis mit *dem* unter seinen Nachbarn zu suchen, der dem Staate die gefährlichsten Schläge versetzen kann. Deshalb hat Preußen mit Rußland eine Allianz geschlossen...« Das ist nun ganz konträr der nachdrücklichen Empfehlung Machiavellis entgegengesetzt, daß ein Fürst darauf achten müsse, sich nie mit einem Mächtigeren zu verbünden, um andere anzugreifen, außer wenn die Not ihn zwingt, da er im Falle des Sieges ihm ausgeliefert sei. Jedoch ist inzwischen die Ebene, auf der beide argumentieren, die gleiche geworden. Es steht nicht mehr Moral gegen Kalkül, sondern Kalkül gegen Kalkül, lediglich die Interessenabwägung führt zu verschiedenen Ergebnissen. Der Verfasser des »Antimachiavell« hielt sich in seiner Widerlegungsschrift zwar nicht inhaltlich korrekt, aber in der äußeren Einteilung an die Reihenfolge der Kapitel von Machiavellis »Principe«. Das gilt nur nicht für das letzte, das 26. Kapitel. Es fällt bei Machiavelli aus dem Rahmen, und seine Deutung ist umstritten. Mit dem »Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien«, konnte Friedrich nichts anfangen, er setzte dafür ein Thema, dem Machiavelli nirgends einen eigenen Abschnitt widmete, das aber als ein Extrakt aus seinem Denken aufgefaßt werden kann: die verschiedenen Arten diplomatischer Geschäfte und die gerechten Ursachen, um zu einem Krieg zu schreiten (des *raisons justes de faire la guerre*). Es ist die alte, bis auf Augustin, Thomas von Aquin zurückgehende Frage des *bellum justum*, über die der Kronprinz von Preußen meditierte. Daß es die zentrale Frage seines Lebens und seiner politischen Laufbahn werden sollte, konnte ihm in diesem Augenblick noch nicht bewußt sein, aber daß es sich für ihn schon jetzt um mehr handelte als um rein theoretische Spekulationen, läßt sich aus der Intensität seines Nachdenkens erkennen. Dieses Kapitel enthält eine Reihe von Fundamentalsätzen, in denen die Spannung sichtbar wird zwischen dem humanitären Zweck des Staats, wie ihn die Aufklärung vertrat, und den machtpolitischen Instrumenten, mit denen dieser Zweck er-

reicht werden sollte. Der Friede und das Glück des Landes sind das natürliche Ziel aller Verhandlungen, heißt es. In diesem Ziel müssen die verschiedenen Wege, die die Politik gehen kann, alle wieder zusammenlaufen. Aber der Friede, und das bedeutet für ihn die Ruhe Europas, beruht in erster Linie auf der Aufrechterhaltung des weisen Gleichgewichts, das die Übermacht einzelner Herrscher durch die vereinten Kräfte der anderen Mächte ausgleicht. Würde das Gleichgewicht gestört, wäre eine allgemeine Umwälzung – une révolution générale – zu befürchten und das Aufsteigen einer neuen Monarchie auf den Trümmern der Fürstenstaaten, die durch ihre Uneinigkeit schwach und machtlos gemacht würden. Dies ist ein Bekenntnis zum Frieden durch Gleichgewicht, wie man mit einem modernen Terminus sagen muß, und eine Formel, über die wohl das Völkerrecht, nicht aber die Staatenpraxis bis zum heutigen Tag hinausgekommen ist. In ein derartiges Konzept war der Krieg als durchaus zulässiges Mittel eingebaut, ja Friedrich kann sogar sagen, »erst ein guter Krieg schafft und sichert einen guten Frieden«. Menschlichkeit, Glück und Gerechtigkeit erscheinen im »Antimachiavell« unter den höchsten Gütern; nicht ausdrücklich Friedensliebe. Friedrich versuchte auch für den Krieg, wie er es für den Vertragsbruch getan hatte, ein System der Möglichkeiten und Erlaubtheiten zu entwickeln. Es sind nicht etwa aus moralischen Prinzipien abgeleitete Fälle, sondern Beschreibungen von realen Situationen; daß darunter solche sind, in denen er sich nicht viel später selbst befinden sollte, verleiht diesen Beschreibungen aus späterer Sicht eine eigentümliche Spannung. Man kann sie nur im Blick auf die politische Zukunft des Königs lesen.

Daß der Verteidigungskrieg als die gerechteste und am wenigsten zu vermeidende Form des Krieges an der Spitze steht, entspricht der traditionellen Lehre vom *bellum justum*. Es geht schon einen Schritt über diese hinaus, wenn Kriege gerechtfertigt werden, mit denen ein Herrscher an bestimmten Rechten oder Ansprüchen (*certaines droits et certaines prétentions*), die man ihm bestreitet, festhält. Friedrich verwendet zur näheren Begründung ein für das Aufklärungsdenken eingängiges, aber doch etwas künstliches Argument: solche Kriege

dienten dem Zweck, die Billigkeit in der Welt aufrechtzuerhalten, ja um die Versklavung der Völker zu verhüten. Noch einen Schritt weitergehend, verteidigt der Kronprinz auch Angriffskriege, wenn es sich um Kriege der Vorbeugung (*précaution*) handelt. Sie werden von Fürsten unternommen, wenn die größten Mächte Europas ihre Schranken durchbrechen und die ganze Welt zu verschlingen drohen. Sicher eine sehr verschwommene Definition, um die Berechtigung eines Präventivkriegs nachzuweisen, für den der Autor des »Antimachiavell« anderthalb Jahrzehnte später weit konkretere Begründungen vorbrachte. Als letzte Form eines erlaubten Krieges nannte Friedrich schließlich die Verpflichtungen, die in einem Bündniskrieg gegenüber Alliierten erwachsen, wobei er ein entschiedenes Bekenntnis zur Erfüllung von Vertragspflichten ablegte – weder aus Moralität noch aus Legalität, sondern aus reiner Opportunität: eine solche Haltung diene am ehesten der Erhaltung der eigenen Stellung und Sicherheit.

Unter den im »Antimachiavell« angegebenen Möglichkeiten eines erlaubten Krieges steht die der Aufrechterhaltung von Rechten und Ansprüchen an zweiter Stelle. Man könnte denken, daß dies genau auf den Kriegsentschluß von 1740 nach dem Tode Kaiser Karls VI. zutrifft. Es gab seit alters preußische erbrechtliche Ansprüche auf wesentliche Teile Schlesiens, und trotz einigen unerfreulichen Händeln wurde das Thema in Berlin nie vergessen, obwohl es unter Friedrich Wilhelm I. von dem politischen Streit über die Forderungen auf die niederrheinischen Herzogtümer Jülich und Berg zurückgedrängt worden war. Unter dem jungen König Friedrich tauchte es plötzlich ohne jede Vorankündigung wieder auf, und zwar nicht als zukünftiges Projekt, sondern als konkreter, sofort zu verwirklichender Plan. Das Merkwürdige ist nur, daß der König in keiner Weise von den Rechtsansprüchen kraft Erbverbrüderungen und dynastischer Verbindungen ausgeht, sondern allein von Gesichtspunkten der Opportunität: Schlesien ist, wie er im ersten Gespräch mit seinen Beratern nach dem Eintreffen der Nachricht vom Tode des Kaisers sagte, das geeignetste Objekt »für die zuverlässigste Vergrößerung«. Er stützte seine Forderungen auf das Recht der *bienséance*, der gün-

stigen Lage, wobei strategische, nicht wirtschaftliche Überlegungen den Ausschlag gaben. Über die Anrechte des Hauses Hohenzollern auf schlesische Gebiete ist er ganz offenbar nur schlecht informiert, sie interessieren ihn nicht einmal: seinem Minister Podewils, der ihm die schwierige Rechtslage erklären wollte, antwortete er gereizt: »Die Rechtsfrage ist eine Angelegenheit der Minister, das heißt für Sie; jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, um im Geheimen zu arbeiten; denn die Befehle an die Truppen sind schon gegeben.« Das bedeutete Zurückstellung, ja Unterbindung jeder Diskussion über die juristischen Probleme in der Öffentlichkeit und Vorrang des militärischen Handelns. Auch den in besonderer Mission nach Wien entsandten Unterhändlern, die nach dem Beginn der militärischen Aktion verhandeln sollten, wurden keinerlei Instruktionen mitgegeben, die rechtliche und vertragliche Argumente enthielten. Bei seinen Überlegungen, zu denen er den Feldmarschall Graf Schwerin und den Minister Podewils heranzog, stellte er diesen die merkwürdige, geradezu an die sophistische Machtlehre erinnernde Frage: »Ich lege Ihnen ein Problem zur Lösung vor. Wenn man im Vorteil ist, muß man es sich zu Nutzen machen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen und allem anderen; mache ich mir dies nicht zunutze, so halte ich ein Gut in meinen Händen, dessen Verwendung ich verkenne; wenn ich es nutze, dann wird man sagen, daß ich die Fähigkeit besitze, mich der Überlegenheit zu bedienen, die ich über meine Nachbarn habe.« Hiernach ist allein die Kalkulierung der Macht für das politische Vorgehen bestimmend, vor allem dafür, ob der Besitzergreifung Verhandlungen vorausgehen sollten oder umgekehrt erst nach einer Aktion verhandelt werden sollte. Der König hat die militärische Aktion an den Anfang gesetzt, etwas, was selbst Ludwig XIV. in dieser Radikalität nie gewagt hat, und verletzte damit offensichtlich auch den Kodex der ungeschriebenen Rechtsgewohnheiten seiner Zeit. Das Ultimatum, das er in Wien überreichen ließ, verband nach einem bis in die neueste Zeit befolgten Muster ein Garantieangebot für die ganze sich in einer äußersten Notlage befindende habsburgische Monarchie mit der Forderung, einen vorweggenommenen Raub zu sanktionieren. Es war für die junge Königin Maria

Theresia trotz ihrer gefährvollen Lage unannehmbar. Aber man darf nicht übersehen, daß hinter der äußersten Schärfe sich eine überlegte Rationalität des Handelns verbarg: den Gedanken, die habsburgische Monarchie zu zerschlagen, der nach dem Tode Karls VI. allenthalben in der Luft lag und der die Krise sofort zu einer internationalen machte, verfolgte Friedrich nicht.

Erst die Internationalität des Konflikts war es, die ihn sehr spät veranlaßte, Rechtsgründe und Motive der schlesischen Aktion zusammenzufassen und auf diplomatischem Wege den europäischen Höfen bekanntzugeben. Ein auf seinen eigenhändigen Entwurf zurückgehendes *mémoire* wurde am 31. Dezember 1740 den Gesandtschaften übergeben und damit zum erstenmal der Versuch unternommen, die preußische Besitzergreifung von Schlesien vor der internationalen Öffentlichkeit zu rechtfertigen.

Das Bild des um Recht und Rechte unbekümmerten Königs von Preußen bei dieser ersten entscheidenden Tat seiner Regierung täuscht über die inneren Spannungen hinweg, unter denen sein Handeln stand, und mehr noch über die Spannungen, die in ihm selbst nach den Erfolgen von 1740/41 zeitlebens zurückblieben. Dies läßt sich an der Akribie nachweisen, die er bei seinem zweiten Kriegsentschluß im Jahre 1756 auf die rechtliche Begründung verwandte. Nach seinem Katalog der zulässigen, der gerechten Kriege ist der Beginn des Siebenjährigen Krieges ein Präventivkrieg. Es sei besser, sagte er selbst, *praevenire quam praeveniri*: zuvorzukommen statt überrumpelt zu werden.

Die Lage Preußens um die Mitte der 50er Jahre hatte sich gegenüber der Konstellation von 1740 grundlegend gewandelt: unverändert war allerdings der englisch-französische Spannungszustand geblieben. Er ging im März 1756 sogar in einen offenen Krieg über, der über die Herrschaft in Nordamerika und Indien entscheiden sollte, ein weltpolitisch weit bedeutsamerer Vorgang als die Zukunft der Machtverhältnisse in Mitteleuropa. Im Zusammenhang mit diesem globalen Konflikt hatte Großbritannien Sicherheit für das Stammland seiner Dynastie, Hannover, durch ein Abkommen mit Preußen gesucht. Dieses Abkommen von Westminster führte das für

damals Undenkbare, die Verbindung der Häuser Habsburg und Bourbon herbei, bei der Wien das Ziel nicht nur der Rückgewinnung Schlesiens, sondern der Niederwerfung Preußens, seiner Herabdrückung zu einer zweitrangigen Macht verfolgte. Preußens Lage verschlechterte sich noch mehr, als sich Rußland, längst irritiert durch die fortschreitende preußische Machtbildung an seinen westlichen Grenzen und in der unmittelbaren Nachbarschaft des zum russischen Satelliten herabgekommenen Polen, den neuen europäischen Koalitionspartnern näherte. Rußland wurde sogar die zum Kriege treibende Kraft auf der Seite der Gegner des preußischen Königs, die mit Mühe den Kriegswillen der Zarin Elisabeth bremsten und die militärischen Vorbereitungen auf das nächste Jahr verschoben.

In der Tat mußte Friedrich diesen Aufmarsch dreier kontinentaler Großmächte als beängstigend empfinden, um so beängstigender, je mehr er seiner alten Leidenschaft nachgab, bei allen Nachrichten, die ihm zugingen, die schlimmsten sofort für bare Münze zu nehmen. So setzte er ohne weiteres Verhandlungen zwischen Österreich und Rußland einem bereits perfekten Vertrag gleich. Man hat daraus geschlossen, daß er nur einen Vorwand gesucht habe, um einen längst gefaßten Entschluß zum Kriege auszuführen, und daß dieser Krieg auf ein bestimmtes Eroberungsziel, nämlich Sachsen, gerichtet gewesen sei. Doch trifft das sicher nicht zu: in der fast verzweifelt erscheinenden Lage von 1756 hätte Friedrich zweifellos einen Krieg vermieden, wenn er ihn nicht als unvermeidlich angesehen hätte, was er in der Tat auch war. Aber sich den König als unschuldiges Lamm unter lauter Wölfen vorzustellen, wäre sicher ebenso falsch: er war nicht gewillt, einen Krieg in der Defensive zu führen und ebenso nicht, sich mit dem Ziel der Erhaltung des *status quo* zu begnügen. Es galt für ihn auch jetzt der immer wieder von ihm verkündete Grundsatz, niemals zu Feindseligkeiten überzugehen, wenn man nicht begründete Aussichten hatte, Eroberungen zu machen. Das entsprach seinem immer auf Aktion gerichteten, die Wirklichkeit seinem Willen unterwerfenden Charakter, seiner hochmütigen Leugnung, jemals der Unterlegene zu sein und nicht zuletzt

seiner unerschütterlichen Entschlossenheit, Preußen auf dem Wege zur Großmacht weiterzuführen. Die Bedrohung durch eine übermächtige Koalition wurde höchstens der Anlaß, kein Vorwand, um die Eroberung des strategisch und wirtschaftlich wichtigen Sachsens herbeizuführen, mit der er den Krieg begann. Friedrich lief damit aber seinen Gegnern gleichsam ins offene Messer, da er ihre Bündnisfront jetzt erst zusammenschweißte: die Umwandlung des Bündnisses zwischen Österreich und Frankreich in eine Offensivallianz im Mai 1757, der Anschluß Rußlands folgten daraus.

Aber sosehr der Aktionswille des Königs durch diese Entwicklungen nur gestärkt wurde und er alle Bedenken beiseite schob, unterschied sich sein Verhalten in bemerkenswerter Weise von seinem Vorgehen im Jahre 1740. Damals hatte er jede Rücksicht auf Recht oder Unrecht zurückgewiesen, seine Angriffsbereitschaft übertraf sogar Machiavellis Ratschläge, jetzt, im Jahre 1756, als er zum zweitenmal als Friedensbrecher dastand, legte er den größten Wert darauf, vor der Mitwelt und Nachwelt als der Mann zu erscheinen, der im Recht ist. Um das Odium des Aggressors von sich zu weisen, legte er in einer eigenhändig entworfenen Denkschrift an die auswärtigen Mächte seine Rechtsposition dar. Er gab hierin eine Definition des Angreifers mit Argumenten, die noch in den internationalen Diskussionen der Zwischenweltkriegszeit bis zu den Nürnberger Prozessen nach dem II. Weltkrieg diskutiert wurden: Die Begriffe Angriff (*aggression*) und Eröffnung der Feindseligkeiten (*hostilités*) seien zu unterscheiden. Unter Angriff verstehe man jeden Akt, der dem Sinne eines Friedensvertrags strikt zuwiderlaufe: z.B. Offensivbündnisse, Pläne zum Einmarsch in die Staaten eines anderen Fürsten: »Wer diesen Angriffen zuvorkommt, kann Feindseligkeiten begehen, ist aber nicht der Angreifer.« Wir befinden uns mitten in den Auseinandersetzungen des Völkerrechts, das sich als *jus inter nationes* im europäischen Staatensystem entwickelt hat und das bis heute, bis zur Satzung der Vereinten Nationen noch keine befriedigende Lösung gefunden hat. Aus solchen Zusammenhängen kann Friedrich der Große nicht herausgenommen und nicht isoliert beurteilt werden. Entsprang aber tatsächlich seine gesteigerte Sensibilität für die

Rechtsproblematik bei der Entscheidung über Krieg und Frieden einem seit dem Beginn seiner Regierung vertieften Rechtsbewußtsein, oder war sie nur eine andere Form seines Machiavellismus? Bei einem Urteil darüber muß auf jeden Fall ein ungewöhnliches Agieren des Königs berücksichtigt werden, das sein außerordentliches Interesse an der Klärung der Rechtspositionen anzeigt. Friedrich ließ vor Beginn der Feindseligkeiten drei Anfragen an die Kaiserin-Königin Maria Theresia durch seinen Gesandten in Wien in persönlichen Audienzen vorbringen. In der ersten vom 18. Juli stellte er die Frage, ob die Rüstungen und die Bewegungen der österreichischen Truppen in Böhmen und Mähren den Zweck hätten, einen Angriff gegen ihn vorzubereiten, worauf Maria Theresia in würdiger Form eine diplomatisch ausweichende Antwort erteilte. In einer zweiten, bereits weit dringlicheren Anfrage vom 2. August verlangte der König die Zusicherung, daß die Kaiserin-Königin ihn weder in diesem noch im folgenden Jahre anzugreifen gedenke. Maria Theresia erwiderte diesmal gereizt, indem sie – formell durchaus zutreffend – die Existenz eines russisch-österreichischen Angriffsbündnisses bestritt, das in Friedrichs Vorbringen als entscheidendes Argument verwendet worden war. Die dritte Anfrage vom 26. August fiel bereits mit dem Beginn der Feindseligkeiten in Sachsen zusammen und hatte den Charakter eines Ultimatums.

Über diese Vorgänge ist viel gerätselt worden. Historiker haben ihre Verwunderung und scharfe Kritik geäußert. Man hat sie »vom militärischen Standpunkt aus schlechthin unentschuldigbar« genannt. Wollte er wirklich das *praevenire* spielen, mußte ihm alles darauf ankommen, jeden Tag zu nutzen. Man stößt hier auf ein durch harte Lebenserfahrungen geprägtes, in psychologische Tiefenschichten jenseits aller nur rationalen Berechnungen verwurzeltes Rechtfertigungsbedürfnis: er war sich des Dilemmas durchaus bewußt, in dem er handelte, und mußte alles daran setzen, dem Ruf als Friedensbrecher, der an ihm haftete, nicht neue Nahrung zu geben. Und er wollte auch, was nicht weniger ins Gewicht fiel, vor sich selbst nicht als Friedensbrecher dastehen. Der Propagandist des Friedens, als der er auftrat, mußte der Welt und sich selbst beweisen, daß er nur

unter äußerstem Zwang zu den Waffen griff. Er wollte für dieses Mal sich dessen sicher sein, daß es ein *bellum justum* war, den er zu führen gezwungen wurde. Zu keiner Stunde sind die gegensätzlichen Positionen der höchsten Repräsentanten der beiden vor dem Kriege stehenden Mächte so unmittelbar aufeinandergestoßen: Maria Theresia, in dem unerschütterlichen Bewußtsein, das besser begründete moralische Recht gegen den »bösen Mann« in Berlin auf ihrer Seite zu haben, Friedrich von dem Willen erfüllt, anders als 1740 innerhalb der Spielregeln des internationalen Rechts zu handeln.

Im Siebenjährigen Krieg stand Friedrich der Große auf dem Höhepunkt seiner geschichtlichen Laufbahn. Dies ist durch viele Generationen so verstanden worden, als ob er entgegen den Hoffnungen der französischen Aufklärer bei seinem Regierungsantritt, in ihm den Friedensfürsten, den Stifter einer humanitären Staatsordnung erwarten zu dürfen, als Kriegsheld in die Geschichte eingegangen sei. Dazu hatte er selbst manches beigetragen; denn wie oft sah er sich selbst als Feldherr neben Caesar, ja Alexander, neben Prinz Eugen von Savoyen oder Turenne auf den Bahnen des Ruhms als des höchsten der irdischen Güter, als der einzigen Gewähr für ein Fortleben nach dem Tode! Und geniales Feldherrentum kann ihm niemand absprechen. Die grausamen Prüfungen, die das Schicksal über ihn und seinen Staat verhängte, führten dann einen Wandel herbei: an die Stelle des Ruhms traten Begriffe wie Pflicht, Ehre und Wohl des Staates. Ehre verstand er wohl in erster Linie als Standesethos des Fürsten, er verschmolz sie aber mit dem Staatswohl und tat damit einen für die Geschichte des politischen Denkens wichtigen Schritt. Ehre konnte daher auch Zurückstellung der Person des Fürsten hinter das Gebot der Rettung des Landes bedeuten; erst wenn diese gelungen war, durfte der König, der des öfteren nach den Schlägen des Kriegsschicksals mit dem Gedanken des Selbstmordes spielte, über seine Person frei verfügen. Das Ich des Königs wurde also nicht einfach mit dem Staat identifiziert, wie es dem Absolutismus Ludwigs XIV. und seiner Zeit entsprach, sondern es wurde herausgefordert, im Falle äußerster Not alle Entbehrungen auf sich zu nehmen,

um den Staat aus seiner Existenzbedrohung zu retten. Aufgeklärt war der Absolutismus bei Friedrich nicht in erster Linie deshalb, weil er humanitäre oder Vernunftziele verfolgte und sie auch in seinem inneren Staatshandeln, wenn auch unvollkommen, verwirklichte, sondern weil er den Staat nicht seinen persönlichen Zwecken dienstbar machte, sondern umgekehrt der Staat ihn in seinen Dienst nahm. So entsprach es wenigstens dem eigenen Selbstverständnis seines Herrscherberufs. Dem hat auch das Allgemeine Landrecht, diese nach-friderizianische Schöpfung, die aber das Recht des friderizianischen Staates mit allen seinen Widersprüchen kodifizierte, Ausdruck gegeben, indem es »die Umwandlung der monarchischen in die staatliche Souveränität« besiegelte.

Friedrich verlor – dies ist das zweite Element seiner Wandlung – im Siebenjährigen Krieg die naive Fähigkeit, die den großen Täter in der Geschichte charakterisiert. Kaiser Marc Aurel, der Schlachten schlug und über die Nichtigkeit des Lebens meditierte, wurde ihm Vorbild, aber es ist doch eher der stoische Denker, von dem er sich angezogen fühlte, und immer dann, wenn ihn das Glück verlassen hatte und sein Spiel verloren schien. Dann lernte er vom Stoiker nicht nur die Kunst des Erduldens, sondern die Kraft des Sichbehauptens. So stand es für Leopold von Ranke, der am tiefsten in dieses Problem eingedrungen ist, fest, daß die Hauptsache für das Überleben des Königs im Siebenjährigen Krieg gewesen sei, »daß er sich moralisch aufrechterhielt«. Ranke meinte damit, nicht allein der militärische Widerstand gehörte dazu, »es war zugleich ein innerer, moralischer, geistiger«, der »fortwährend in Überlegungen der letzten Dinge, in großartiger Andeutung der Vergänglichkeit allen irdischen Wesens« geleistet worden sei. Dies war eine Deutung, die nicht frei von Widersprüchen ist. Denn eben diese Überlegungen der Vergänglichkeit, ja der Nichtigkeit waren es ja auch, die zu einer Lähmung des Widerstands führen konnten. »Wie kann ein Mann«, fragte Eduard Spranger während des II. Weltkriegs, »der seine eigenen Aktionen metaphysisch für so unwichtig hält, überhaupt noch die Kraft zum Weiterwirken aufbringen?« Spranger suchte hinter dem Rationalisten und Agnostiker Friedrich, dem es nicht gelungen

sei, die Philosophie zu finden, die sein Wesen im letzten ausdrückte, einen dunklen religiös begründeten Drang, den er »Dienst am unbekannten Gott« nannte. Es war ein Versuch, dem Mißbrauch zu begegnen, der mit Friedrich in trivialen Durchhalteparolen von Dilettanten und Ideologen getrieben wurde, aber es war zugleich ein Ansatz dazu, die fast rätselhafte Natur dieses Königs zu deuten.

Freilich darf nicht übersehen werden, daß diese inneren Wandlungen für Friedrich auch einen unermesslichen Verlust bedeuteten. Der Enthusiasmus der Kronprinzenzeit, mit dem der »Antimachiavelli« niedergeschrieben wurde, war verblaßt. Wenn auch der Name Machiavelli kaum noch genannt wurde, so ist doch die Voraussetzung seines politischen Weltbildes, nämlich die Vorstellung von einer vollendeten Schlechtigkeit der Welt, mehr denn je ein integraler Bestandteil auch von Friedrichs politischem Weltbild geworden, das sowohl stoische wie zynische Züge hatte. Aus dem Jahre 1761, mitten in den Hoffnungslosigkeiten eines sich bis zur Erschöpfung hinziehenden Krieges, ist eine »Epistel über die Bosheit der Menschen« bekannt, die zwar den Namen Machiavelli nicht enthält, aber mit ihrer Analyse des Menschen und seines politischen Verhaltens in hohem Maße mit ihm übereinstimmt. Diese Epistel ist datiert aus der schlesischen Stadt Strehlen am 11. November 1761, als eben die preußische Armee einen schweren Rückschlag durch den Verlust der Festung Schweidnitz erlitten hatte und die Eroberung des pomerschen Kolberg durch die Russen bevorstand. Auf einem Tiefpunkt seiner Lage meditierte der König über die Verderbtheit der Fürsten und Staatsmänner, und er begann damit, sich seiner Anfänge zu erinnern, als er als junger Mensch und Neuling, in völliger Unkenntnis der Welt und ihrer Bösartigkeit daran geglaubt habe, daß der Mensch das beste aller Lebewesen sei. Damals sei er überzeugt gewesen, überall nur Ehre und Tugend zu begegnen, während er jetzt gestehen müsse, daß der Mensch das grausamste und blutgierigste aller Geschöpfe sei.

Das Gedicht ist eine einzige Klage über die Feindschaft und den Haß seiner Gegner, die seinen Sturz herbeiführen wollten, aber auch über die Unzuverlässigkeit seiner Bundesgenossen. Die Welt

und die Menschen erscheinen hier, wie sie Machiavelli gesehen hat, und der Mann, der einst Machiavellis Widerlegung geschrieben hatte, erkannte jetzt, daß er Illusionen nachgejagt war. Den Schluß, daß nur der Staatsmann, der vom Pfade der Tugend des Privatmanns abweicht, sich selbst erhalten kann, zieht er nicht ausdrücklich, aber dies war längst zu seiner selbstverständlichen Verhaltensnorm, wenigstens gegenüber anderen Staaten und Souveränen, geworden, während er in seiner inneren Politik bis zuletzt das System der unbeschränkten Monarchie mit den Vernunftzwecken der Aufklärung in Einklang stehend ansah. Schuld daran gibt er den Staatsmännern und Mächten, die ihm keinen anderen Weg ließen. In einem ähnlichen Zusammenhang ist schon einige Jahre vorher, ebenfalls in einer gefährlichen Lage, im Jahre des Unglückstags von Hochkirch 1758, noch einmal der Name Machiavelli aufgetaucht, der sonst in Briefen und Schriften kaum mehr erscheint: in einem fingierten Brief legt er einem Schweizer Worte in den Mund, die seinen ganzen Ekel über die Verdorbenheit der Menschheit zum Ausdruck bringen sollten. Der Schweizer kann in der Rolle eines die Weltläufe aus seinem stillen Winkel beobachtenden Betrachters sagen: »Alle diese tragischen, blutigen Ereignisse sind für mich nur ein Schauspiel. Europa ist in meinen Augen nur ein Zauberspiegel (*une lanterne magique*); ich habe kein anderes Interesse als das der Menschlichkeit.« Friedrich wird hier von Stimmungen überwältigt, in denen die Ideale seiner Frühzeit wieder auftauchten, ohne daß sie eigentlich noch eine Antriebskraft für sein Handeln waren. Sie lebten höchstens in einer zweiten inneren Welt fort, die in der gespaltenen Natur Friedrichs unberührt von allen Ereignissen der äußeren Welt existierte. Für diese äußere Welt blieb die Maxime staatlicher Selbsterhaltung in einer von Selbstsucht und Niedertracht beherrschten Umgebung oberstes Gebot, wie es Machiavelli gelehrt hatte. Die Vorstellungen, daß die Weltbeherrscher vernünftig würden und die Menschen glücklich seien, schrieb er, nichts anderes als Visionen, wie der Idealstaat Platons eine gewesen war. Hier wird offenbar unter »vernünftig« etwas anderes verstanden als Staatsraison, Staatsvernunft. Denn »Staatsvernunft« – ein Wort, das auch in den Sprach-

schatz der Aufklärung eingegangen ist – bedeutet doch in der Regel nichts anderes als überlegtes, kalkuliertes Staatsinteresse und nicht Humanität.

Dies war das letzte Wort Friedrichs über das Verhältnis von politischem Ideal und politischer Wirklichkeit in den Beziehungen der Staaten zueinander. In seiner Spätzeit sah er durch die Erfahrung der Welt und des Menschen Machiavellis Menschenbild und seine Unvereinbarkeit mit den Idealen der Aufklärung bestätigt. Diese Unvereinbarkeit wurde dem König um so mehr bewußt, je mehr die Spätaufklärung an den Grundlagen des absoluten Herrschertums und der feudalen Gesellschaftsordnung rührte. Daraus ergab sich sowohl seine Skepsis, sein Zynismus und seine Verachtung der Menschen wie auf der anderen Seite das, was er Pflicht und Ehre nannte, bei ihm nicht mehr nur Wertbegriffe einer aristokratischen Elite, sondern Ausdruck einer imponierenden Selbstzucht und Selbstüberwindung, die ausschließlich dem Ziel galt, seine eigenste Schöpfung, den preußischen Staat, zu erhalten. Die Doppelgesichtigkeit seiner Erscheinung, die er im Grunde mit dem ganzen aufgeklärten Absolutismus teilte, ging in das Staatswesen ein, das von ihm seine gewaltigsten Antriebe erhielt. Nicht nur Friedrich als Persönlichkeit fand nicht aus dem Dilemma zwischen Machtpolitik und Aufklärung heraus, auch Preußen, der Machtstaat und zugleich der Staat der Philosophie und Wissenschaft, trug das Erbe dieser Gespaltenheit in sich. Ohne eigentliche natürliche Grundlagen war er der Umwelt gleichsam abgetrotzt und eine auf enormen Anstrengungen und Überanstrengungen seiner Bürger beruhende politische Schöpfung. Sein ständiges Wandeln auf schmalem Grat zwischen Triumph und Sturz in den Abgrund wurde zur Mitgift für die kommende preußisch-deutsche Geschichte. Aber man kann doch nicht leugnen, daß in ihm eine ethisch bedingte Staatsidee wirksam war, in die religiöse Kräfte des Calvinismus und des Pietismus ebenso eingeströmt sind wie Elemente des Vernunftdenkens der Aufklärung. Friedrich II., der Große, kann als das Spiegelbild dieses Staatswesens gelten. Er bleibt eine große historische Figur, vielleicht die größte der europäischen Hocharistokratie des 18. Jahrhunderts.

Kein anbetungswürdiges Götterstandbild, kein Held für nationale Erbauung, aber ein großer Mensch mit phänomenalen Begabungen in vielen Sphären des Geistes und des Staatshandelns; ein unheimlicher Charakter, zerrissen von unendlichen Widersprüchen; sie hat der Historiker schonungslos und offen darzulegen, ohne ihm den herausragenden Platz in der Geschichte streitig zu machen, der ihm zukommt.